



Siebzehnter Jahresbericht  
der  
Gottfried Keller-Gesellschaft  
1948

Zürich  
Verlag der Gottfried Keller-Gesellschaft  
1949

G 1679  
J.F.P.

## Die Mitgliedschaft der Gottfried Keller-Gesellschaft

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Aktuar (Detlisbergstraße 40, Zürich-Witikon) und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages von Fr. 15.- für Privatpersonen oder von Fr. 30.- für juristische Personen auf Postcheck-Konto VIII 6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott, zum freien Bezug der Jahressgabe – ein in Leinen gebundener Band der im Verlag von Benteli AG. in Bümpliz erscheinenden kritischen Gesamtausgabe der Werke Gottfried Kellers, in 26 Bänden, oder einer Ersatzgabe – und zum freien Eintritt in die Gottfried Keller-Ausstellung in der Zentralbibliothek und in das letzte Arbeitszimmer Gottfried Kellers im Hause zum Thaleß, Seltweg 27, in Zürich. Mitglieder, die der Gesellschaft unter Verzicht auf ein Buchgeschenk, lediglich zur Förderung ihrer idealen Aufgaben, beitreten, entrichten einen Jahresbeitrag von mindestens Fr. 10.-. Prospekt der Gottfried Keller-Ausgabe versendet auf Verlangen der Aktuar.

# Der grüne Heinrich ein Buch der Menschenkenntnis

von

Erwin Ackerknecht

---

Jedes erzählerische und dramatische Meisterwerk ließe sich, da es menschliche Schicksale und Charaktere lebenswahr darstellt, auch als ein Buch der Menschenkenntnis bezeichnen. Wenn ich dieses Prädikat nun gerade für den Grünen Heinrich in Anspruch nehme, so scheint daraus hervorzugehen, daß ich ihn für besonders fruchtbar halte. Das tue ich denn in der Tat, und ich hoffe, in der kurzen Stunde, die ich zu Ihnen sprechen darf, Sie von seiner seelenkundlichen Ergiebigkeit zu überzeugen und — darauf kommt es mir entscheidend an — Ihnen zu eigenen Nachforschungen Lust zu machen. Denn ein Vortrag über ein Buch muß seinen Wert daran erweisen, daß er wie ein unwiderstehliches «Tolle et lege!» „Nimm und lies!“ wirkt. Die Anregung, um nicht zu sagen die Lustachelung zum Selbstlesen und Selbstfinden ist also, wie ich Ihnen von vornherein verraten will, mein pädagogischer Hintergedanke.

Ehe ich mit meiner eigentlichen Betrachtung beginne, bin ich Ihnen noch eine Erklärung darüber schuldig, was in unserem Falle mit dem Wort „Menschenkenntnis“ gemeint sein soll. Lassen Sie es mich zunächst negativ sagen: Ich meine nicht jene praktische Menschenkenntnis, die sich darin äußert, daß der Menschenkenner gewissermaßen reflexmäßig, auf Grund eines instinkthaften Kurzschlusses, entsprechend handelt: Wenn etwa ein Kellner einen Gast besonders ehrerbietig bedient, nicht weil er überlegt, welche Art von Geltungsbedürfnis hier zu berücksichtigen sei, oder wenn ein Hochstapler mit seinem Opfer ein erbauliches Gespräch beginnt, nicht weil er überlegt, daß dieses dafür besonders anfällig sei, oder wenn ein „Erziehungsberechtigter“ — um einen schönen deutschen Bürokratenausdruck zu gebrauchen — die scharfen Scheltworte, die er schon auf der Zunge hat, zurückhält, nicht weil er überlegt, daß sie bei der seelischen Konstitution seines Zöglings und bei dessen augenblicklicher Gemütsverfassung das Gegenteil von dem bewirken würden, was er beabsichtigt. All diesen an moralischem Wert so verschiedenen Fällen der Betätigung praktischer Menschenkenntnis ist gemeinsam, daß sie ohne förmliche Besinnung auf charakterliche Befunde sich abspielen.

Die Menschenkenntnis jedoch, die ich meine, setzt eine geistige Haltung des Menschenkenners voraus, in der er die Charakteranlagen und die Beweggründe

seines Erkenntnisobjektes sich zum Bewußtsein zu bringen und für die eigenen Beziehungen zu ihm auszuwerten sucht. Wir können hier gleich aus dem „Grünen Heinrich“ selbst einen solchen reflektierenden Menschenkenner anführen, wenn auch einen ganz untheoretischen, nämlich den Stiefgroßvater Heinrichs, von dem es bei der ersten Begegnung mit dem Enkel heißt: „Er begrüßte mich mit freundlicher Teilnahmslosigkeit und, nachdem er mit einem Blicke gesehen, daß ich eine ähnliche „phantastische“ Natur wie mein Vater und deshalb in der Zukunft weder Ansprüche noch Streitigkeiten zu befürchten seien, ließ er seine Frau in ihrer Freude gewähren, gab ihr sogar gelassen zu verstehen, daß sie mich nach Gefallen bewirten dürfe, und ging wieder seiner Wege.“ In ihrer intellektuell höchsten, theoretischen Form versucht diese Menschenkenntnis, ihre Spielregeln aus Lehrsätzen abzuleiten, die ihr die wissenschaftliche Charakterkunde darbietet.

Ich habe also, mit andern Worten, bei meinem Thema weder die Nur=Praktiker im Auge (zumal diese für eine literarische Bereicherung und Vertiefung ihrer Menschenkenntnis keine Verwendung zu haben pflegen) noch die Nur=Theoretiker, sondern solche Interessenten, die sich von einem der großen epischen Menschengestalter und liebevoll-nüchternen Herzenskündiger zu tieferen Einsichten in die unendliche Vielfalt menschlicher Charaktere führen lassen wollen; soweit es junge Menschen sind, vielleicht im Sinne des Wortes, das der wohlweise Vater Annas zum grünen Heinrich sagt: „Ich halte dafür, daß die Kenntnis recht vieler Fälle und Gestaltungen jungen Leuten mehr nützt als alle moralischen Theorien.“ Und wenn Keller den alten Schulmeister mit liebenswürdig entlagungsvoller Schelmerei fortfahren läßt: „Diese kommen erst dem Manne von Erfahrung zu, gewissermaßen als eine Entschädigung für das, was nicht mehr zu ändern ist“, so wollte er damit gewiß nicht sagen, daß es nicht auch uns Älteren heilsam und nützlich sei, ihm, dem Dichter, mit aller Sorgfalt zuzuhören, wenn er uns in seinem „Grünen Heinrich“, oft ganz nebenbei und zwischen den Zeilen, Geheimnisse des Menschenherzens verrät.

Wer sich, rechne er sich nun zu den Alten oder zu den Jungen, in der an lebensechten Gestalten so überreichen Kleinwelt des „Grünen Heinrich“ gewissermaßen als ewiger Student der Menschenkenntnis umsieht, dessen Blick wird selbstverständlich in erster Linie an dem Titelhelden selber haften. Breitete doch der Dichter, wie das einem typischen Romane zukommt, die ganze äußere und innere Entwicklung des Lebens von Heinrich Lee vor uns aus und versucht, mit unbestechlichem Scharfblick in die Hintergründe seiner Erlebnisse und seiner Taten einzudringen. Es zeigt sich hier, wo sich der Dichter weitgehend auf Selbsterkenntnis stützt, jenes ihm eigene Bedürfnis, Rechenschaft abzulegen vor sich selbst wie vor dem Angesichte Gottes, jene „Beichtväterfeinheit des christlichen Gewissens“ (um mit Nietzsche, einem gewiß unverdächtigen Zeugen, zu reden), die sich zwar gerade im „Grünen Heinrich“ gelegentlich zu bekennnisthafter Herbigkeit steigert,

die aber nie in eine lebensgefährliche Zerfaserungssucht ausartet, weil sie nie den Wurzelgrund weltallhafter Liebe verliert.

Dabei hat sich der Dichter seine psychologische Aufgabe dadurch zugleich erleichtert und erschwert, daß er im „Ur-Heinrich“ die Jugendgeschichte, in der späteren Fassung die ganze Lebensgeschichte den Helden selbst erzählen läßt: erleichtert, da sich so Reflexionen über seine vorgeblichen und seine eigentlichen Beweggründe ganz organisch einfügten; erschwert, da Selbsterkenntnis bekanntlich auch im Lauf eines langen und reichen Lebens immer nur sehr annäherungsweise erzielt wird. Wie denn auch ein anderer großer Menschenkenner unter den deutschen Dichtern, Wilhelm Busch, meinte, das Schwerste sei „sich selber hinter die Schliche zu kommen“. Soweit die religiöse Entwicklung Heinrichs in Betracht kommt, bei der sich uns ja nächst der erotischen die tiefsten Blicke in dieses Menschenherz eröffnen, hat der Dichter freilich aus der Not, bei der späteren Fassung einen zweiten Anknüpfungspunkt für die Ich-Erzählung zu finden, eine Tugend gemacht: Alles, was er seinen Helden nach der Auswanderung der Judith berichten läßt, profitiert bereits von dem inneren Abstand, den Heinrich von dem Gottesglauben seiner Jugend gewonnen hat oder, positiver ausgedrückt: diese ganze zweite Hälfte seines Selbstberichtes ist von dem entsagungsvoll-schöpferischen Frommsinn erfüllt, der nur noch das Reich Gottes kennt, das inwendig in uns ist.

Die klare und energische Gliederung der Lebensgeschichte des grünen Heinrich läßt uns erwarten, daß wir im ersten Teil unsere Kenntnis des Knaben, im zweiten Teil des „Heranwüchslings“, im dritten Teil des Jünglings und im vierten Teil des Jungmannes gefördert sehen. Und diese Erwartung erfüllt der Dichter denn auch in reichstem Maße: Vom ersten Teil kann man geradezu sagen, daß Keller allein schon durch die Genialität, mit der er hier in die Brunnenstube der religiösen Phantasie des Kindes hineingeleuchtet hat, auch einer der Bahnbrecher neuzeitlicher Kinderseelenkunde geworden ist. Und gleich hier zeigt er sich im psychologisch fruchtbarsten Sinne als einen der großen Spezialisten für die Darstellung kindlichen Eigensinnes — wie nach ihm Hermann Hesse — wobei er bis in die tiefsten Abgründe kindlicher Tragik vordringt. Dafür wird, solange es Leser gibt, die der Menschheit ganzen Jammer zu fühlen vermögen, die Geschichte vom Meretlein zeugen. Und Keller wird, gerade als Spezialist für die Darstellung kindlichen Eigensinnes, den Erziehern aller Gattungen immer wieder die Grenze fühlbar machen zwischen dem törichten und lebensfeindlichen Bestreben, den „Willen des Kindes zu brechen“ und dem segensreichen Bemühen, es zur Selbstbeherrschung anzuleiten. Wie aufschlußreich ist hiefür namentlich auch der unbeirrbar spürsinn der Mutter Lee, die es nie zu einer Kindertragödie kommen läßt, ja bei der sogar ein erzieherischer Fehlgriff wie der Versuch, das Düblein zum Sprechen eines Tischgebetes zu zwingen, in seiner Nachwirkung auf den in seinen Eigensinn Verkrampften zur Beglückung wird, weil er aus dem Nach-

geben der Mutter unbewußt die Unlöslichkeit ihrer vertrauensvollen Verbundenheit herausspürt.

Lassen Sie mich aus dem unendlichen kinderpsychologischen Reichtum des ersten Teiles weiterhin die an die Eingebungen von Roman- und Dramendichtern erinnernden Schwindeleien des Schulbuben in unsere Erinnerung rufen, deren Gefahren Keller in so eindrucksvoller Weise durch die „Leserfamilie“ und manch andere Gegengestalten anschaulich gemacht hat. Auch die Gewissenskonflikte des kleinen Renommisten infolge seiner fragwürdigen Geldgeschäfte und ihre weise und gütige Behandlung durch die Mutter gehören hieher. Von größter Bedeutung ist ferner die Einsicht, daß die figurenreiche Kleinwelt des Trödel Ladens der Frau Margret und ihre eigene Phantastik dem Phantasiebedürfnis des Buben weit hin einen Ersatz bot für das, was ihm die Schule, insbesondere der Religionsunterricht, vorenthielt. Und der Schluß des ersten Teiles bringt dann noch einen letzten Höhepunkt einer auf das Kind bezogenen Menschenkenntnis: das unheilvolle Verhalten der „schlimmen Schüler“ und der „ungeschickten Lehrer“, das zur Ausstoßung des im Grunde harmlosen, ja in seiner Art wohlmeinenden „Übeltäters“ führt, und seine Flucht ins elterliche Heimatdorf, die ihm nicht nur eine ferienhafte Verdrängung seiner Schulsorgen sondern eine seelische Wiedergeburt ermöglicht und die sich so wirklich als eine „Flucht zur Mutter Natur“ erweist.

Mit den Leitmotiven des zweiten und dritten Teiles, der Berufswahl und der Liebeswahl, treten wir dann aus der eigentlichen Kindheit hinaus in die verwinkelte und gefahrenreiche Seelenlage der Reifezeit, und wir erleben Kellers Meisterschaft in ihrer epischen Erschließung. In der Rahmengeschichte zu den „Züricher Novellen“, einem andern Meisterstück seiner pubertätspsychologischen Weisheit, hat der Dichter mit der Bezeichnung „Heranwüchsling“ vortrefflich die liebevoll-ironische Perspektive angedeutet, aus der er uns die Nöte dieser Entwicklungsstufe sehen läßt. Das Besondere im zweiten Teil unseres Romans ist aber, daß unser Held, obwohl er hier seinen Übernamen am vollkommensten repräsentiert und mehr „grüner Heinrich“ ist als je vorher und nachher, die zwei Seelen in seiner Brust nicht nur als Gewissensbedrängnis empfindet, sondern daß er es ganz stark als eine Bereicherung seines Lebens bejaht, in beiden Welten, in der dionysischen wie in der apollinischen, Fuß fassen zu dürfen.

Und im dritten Teil entscheidet sich ja dann vorläufig sein Liebesgeschick, indem die lieblich-zarte Anna stirbt und die lebensmächtige Judith, die ihm an illusionsloser Lebensreife so weit überlegen ist, übers Weltmeer entschwindet. Nun stellt er sich tapfer seinem Berufschicksal, mit dem er eigentlich bisher bloß gespielt hat. Wie er dies tut, als der „wesentliche Mensch“, der aber „in Symbolen lebt“ (wie ihm später der Graf auf den Kopf zusagt), wie er sich durch ehrliche Anteilnahme am Schicksale anderer zur Klarheit über den eigenen Lebensdilett-

tantismus durchringt und sich keine bequeme Selbstbeschönigung durchgehen läßt, wie er sich jedoch andererseits immer noch nicht aus seiner Eigenbrödelei und passiven Versponnenheit aufraffen kann, das ist das Besondere des Jünglings, den sein Schöpfer selbst gelegentlich als seinen „Helden bzw. Nichthelden“ bezeichnet hat.

Der vierte Teil führt schließlich diese mühselige, spätreife Entwicklung durch die letzten tragischen Erschütterungen hindurch doch noch zu einem guten Ende, wenn auch keineswegs zu einem happy end: In der endgültigen Fassung hat sich Keller bekanntlich, kraft seines eigenen tieferen Einblickes in den Lauf der Welt, die Notlösung eines Sterbens an gebrochenem Herzen nicht mehr gestattet, sondern seinen grünen Heinrich vollends erlöst zu einem tüchtigen Dasein gemeinnütziger, volksverbundener Tätigkeit, zu der großen Harmonie freudefrommer, entsagender Lebensbejahung und gottbeseelter Lebensmeisterschaft. Denn auch er hat ja immer strebend sich bemüht, und auch an ihm hat die Liebe von oben teilgenommen, freilich nicht als verklärter Geist einer Büßerin, sondern als nüchtern sorgende Mutter und als das diesseitige, blutvolle, durch einen ritterlichen Lebenskampf veredelte Frauenwesen Judith.

So fallen denn auch unsere ersten Blicke, wenn wir uns als Studenten der Menschenkenntnis nun unter den Umweltsgestalten des „Grünen Heinrich“ umsehen, auf seine Mutter und auf Judith.

Die erzieherische Weisheit der Mutter habe ich schon gestreift. Zu den seelenkundlich feinsten Stellen des Buches gehört außerdem die Schilderung ihrer gediegenen, aber unpersönlichen Kochkunst als einer Spiegelung ihrer Vorliebe für Maßhalten und Einteilen, die sich bei ihr im Kampf ums Dasein zu einer fast als verkappte Religion erscheinenden Sparsamkeit verdichtete. Dabei hat Keller wundervoll anschaulich gemacht, wie diese Einteilungskunst nie ihrer Freigebigkeit und Hilfsbereitschaft im Wege war. Und wie fein hat er ihre haushälterische Frömmigkeit gekennzeichnet, welcher Gott immer der Oberproviandmeister blieb, welcher aber, wie es einmal heißt, „die Ernährungsfrage so wichtig schien, daß sie niemals zauderte, sich zuerst selber zu wehren, so daß es den Anschein gewann, als ob sie nur auf sich allein vertraute.“ Und wie verrät sich im Sohn das mütterliche Erbteil, als er den Glauben an den Gott seiner Kindheit zu retten sucht, ohne bei seiner Erklärung des Flötenwunders das „Vernunftgesetz“ preiszugeben, und so auf die Erklärung verfällt, „Gott habe die Anordnung getroffen, daß, um den Mißbrauch seines Namens zu verhüten, Selbstvertrauen und Tatkraft, solange sie irgend ausreichen, Gebeteswert haben und vom Erfolge gesegnet sein sollen“. Als einzige Probe für die Sicherheit und die liebevolle Gerechtigkeit, mit der Keller die charakterlich und umweltlich bedingte Begrenztheit der mütterlichen Einsicht darstellt, sei jene Stelle in Erinnerung gebracht, wo Frau Lee ihren Sohn wohl an den Turnfahrten und militärischen Ausflügen teilnehmen läßt, ihn aber

mit dem Taschengeld so knapp hält, daß er in Versuchung gerät, sich hinter ihrem Rücken aus seiner Sparkasse zu versorgen, damit er sich vor seinen Kameraden nicht zu schämen brauche. Da heißt es: „In der Einfachheit und Unschuld ihres Gemütes und ihres Lebenslaufes hatte sie keine Ahnung von dem unheilvollen Gifkraute, welches falsche Scham benannt wird und in den frühesten Tagen des Lebens um so mehr zu wuchern beginnt, als es von der Dummheit der alten Menschen eher gehätschelt und gepflegt als ausgereutet wird.“

Und nun Judith, die unter all den „süßen Frauenbildern“, an denen Kellers Werke so reich sind, sein Wort vom „unvergänglichen Heil der blühenden Weibeseele“ am schönsten verkörpert. Handelt es sich hier nicht doch um eine Idealgestalt, „wie die bittere Erde sie nicht hegt“, um eine Art Fabelwesen, das nicht geeignet ist, unsere Menschenkenntnis zu bereichern? Ich glaube nicht. Wohl ist es dem Dichter gelungen, ihre Gestalt mit dem Zauber einer halbgöttlichen Huldin zu umweben, der am Schluß des Buches — um des Dichters eigenes Wort zu gebrauchen — als „ein sibyllenhafter Anhauch“ in die Erscheinung tritt. Aber wie fein nuanciert und überzeugend ist das Wesen dieser seltenen Frau dargestellt: ihr erotischer Spieltrieb, über dem sie jedoch ihre Verantwortung für den unreifen Jünglingsknaben nie vergißt; ihre leidenschaftliche Sehnsucht, durch ihre Liebe zu ihm zu einem höheren Menschentum erlöst zu werden; ihre großmütige Ungekränktheit und Sorge um sein Seelenheil, als er seine vermeintliche Treue gegen die abgeschiedene Anna für „eine tiefere Art der Liebe“ erklärt und in Gefahr ist, „sich selbst eine grausame Schlinge zu legen“, anstatt einzusehen, daß „ein Herz seine wahre Ehre nur darin finden könne, zu lieben, wo es geliebt wird, wenn es dies kann“; und schließlich ihre gefühlsichere Freisprechung des geliebten Mannes, dessen Leben sie, nach ihrem eigenen Wort, „nicht zu ihrem Glücke mißbrauchen will“.

Und welche Bereicherung unserer Menschenkenntnis, soweit sie sich auf Frauen bezieht, erwächst uns ferner aus der Betrachtung der zahlreichen andern weiblichen Gestalten, die unseren Roman zieren. Da ist selbstverständlich nach der Judith und der Mutter Lee in erster Linie die Anna zu nennen. Sie erscheint von Anfang an neben ihren derben und bodenständigen Vasen wie ein geehrter, zu kurzem Besuch eingetrossener Gast und in ihrem koboldhaften Nachwesen beim Bohnenpuzen wie eine noch etwas backfischhafte, dünnblütige Schwester der „Braut von Korinth.“ Wie sich denn auch die Unausgereiftheit und Verletzlichkeit ihrer Vitalität in jener hintergründigen Szene verrät, als sie auf dem Heimritt vom Tell-Spiel, von einer leidenschaftlichen Aufwallung der Zärtlichkeit Heinrichs hingerissen, plötzlich totenbleich wird und anfängt bitterlich zu weinen, in dem Gefühl, „den Becher ihrer unschuldigen Lust zu sehr geneigt“ zu haben.

Wie lebensficher wirkt dagegen Dortchen Schönfund, diese entfernte Verwandte der Lucie im „Sinngedicht“! Wenn wir die Anna einem schönen Liede

vergleichen können, das in Moll komponiert ist, so vertritt Dortchen dagegen die Dur-Tonart. Wie anmutig, taktvoll und kühn sind ihre Versuche, den „gefrorenen Christen“ zum Aufblühen zu bringen! Und wie tapfer und gesund ist die Entschlossenheit, mit der sie schließlich ihre Hoffnungen begräbt und dem folgt, der ihr Herz und Hand anbietet! Was bei dieser Gelegenheit Gottfried Keller, der trotz seinem Junggesellentum ebenso liebevolle wie nüchterne Kenner der Frauenseele, dem grünen Heinrich durch den Grafen, dieses Muster eines väterlichen Freundes, nahelegen läßt, das ist für den Studenten der Menschenkenntnis so aufschlußreich, daß ich wenigstens folgende Sätze daraus anführen möchte: „Die guten Weiblein“, so läßt er den Grafen schreiben, „sind so auf sich selbst angewiesen und müssen im Grunde die Suppe, die sie sich einbrocken, oft so ganz allein ausessen mit allerlei Leiden und Schmerzen, daß sich hieraus die Möglichkeit wohl erklären läßt, mit der ihre Instinkte zuweilen umschlagen. Ihre Blütenzeit geht so rasch vorbei, daß sie, solange kein entscheidendes Wort gefallen ist, auf ein Warten, das sich einstellen zu wollen scheint, nicht gut zu sprechen sind und sich jeden Entschluß im stillen vorbehalten. Wenn sie Hoffnung gegeben haben und nicht rechtzeitig dabei behaftet werden, so gehen sie zur Tagesordnung über; denn sie wollen ihre Kinder als junge Weiber und nicht als halbe Matronen haben und erziehen. Gerade die schönsten und gesündesten eilen ihrem Berufe energisch entgegen und verschmähen dann häufig die Heirat, wenn sie den besten Augenblick verfehlt haben.“

Und dann die drei Huldgestalten aus München, von denen ja eine, das Nähmädchen aus der Fahnenwerkstatt des Trödelmännchens, auch geradezu Hulda heißt. Da ist zuerst Agnes, die in all ihrer zarten Anmut herb-jungfräuliche Erscheinung. Wie Keller sie uns zunächst in der Silberstiftzeichnung des Lyschen Skizzenbuches vorstellt, so stellt er sie dann auch erzählerisch vor unser geistiges Auge: nicht als eine mit verlogennem Edelmut kitschig kolorierte „Romanfigur“, sondern als echte Evastochter im schönsten Sinne des Wortes. Wie sorgfältig nuanciert erscheint ihr schlichtes Wesen, zum Beispiel als bei der Nachfeier des Künstlerfestes im Landhaus der Rosalie deren Verlobung mit Erikson kundgemacht wird und Agnes zunächst aufatmet, da ja nun keine Gefahr mehr droht, daß Rosalie den untreuen Lys erhört, wie sie aber rasch in ihre Trauer über den Abfall ihres Freundes zurücksinkt, da, wie der Dichter sagt „ihre einfache Seele nicht geartet war, auf sein Mißgeschick neue Pläne zu bauen“.

Und Rosalie selber, welche vollblütige Prachtsgestalt, namentlich bei jener ergreifenden Begegnung mit der sie beglückwünschenden Agnes, als „das verlassene Weib dem siegreichen seinen Gruß darbrachte“. Und auch hier hat der Dichter auf jede Schönfärberei verzichtet, denn die Szene schließt mit den Worten: „Allein die nächste Sekunde entführte ihr das weitereilende Trauerwesen und gab sie selbst ihrer glückseligen Zerstreuung zurück.“

Und erst recht hat Keller auf jede unechte Idealisierung verzichtet bei der Hulda, diesem erotischen Naturwesen, das uns zugleich in seiner kleinbürgerlichen Anspruchslosigkeit und Treuherzigkeit wie der Inbegriff altmünchnerischen Charmes anmutet. „Ein heißes Leben“, heißt es von ihr, „sahen in dem zartgegliederten Geschöpfe zu atmen und sich als hingebende Güte zu äußern für alles, was ihm nahe trat. Eine mir rätselhafte Zärtlichkeit begann das Wesen von den Augen bis in alle Fingerspitzen zu überwallen, ohne mit einer Spur von falscher Schmeichelei oder gar Gemeinheit vermischt zu sein; vielmehr war ihr Regem und Bewegen bei alledem so in anmutige Bescheidenheit gehüllt, daß in dem Gedränge der Tanzenden keine Seele etwas davon wahrnahm. Und doch schien sie nicht der mindesten Vorsicht oder Selbstbeherrschung zu bedürfen.“ So hat sie es auch nicht nötig, ihr Nicht-Festhalten an Heinrich mit allerhand Scheingründen vor sich selbst zu „rechtfertigen“ (wie Heinrich sein Festhaltenwollen an ihr), sondern sie kann mit gutem Gewissen auch zu einem neuen Liebhaber sagen: „Die Lieb ist eine ernsthafte Sache“ und „die Bekanntschaft mit ihm probieren.“

Aber auch an ausschlußreichen Darstellungen bejahrter Frauen ist in unserem Roman kein Mangel. Ich erinnere nur an das mit wenigen Strichen gemalte Porträt der ehrwürdigen Großmutter des grünen Heinrich. Wieviel Charakterisierungskunst liegt in dem Satz: „Sie war schlank und fein gewachsen, trotz ihres hohen Alters beweglich und aufmerksam, keine Städterin und keine Bäuerin, sondern eine wohlwollende Frau; jedes Wort, das sie sprach, war voll Güte und Anstand, Duldung und Liebe, von aller Schläcke übler Gewohnheit gereinigt, gleichmäßig und tief.“

Und wie reich ist das Wesen der seltsamen Frau Margret gekennzeichnet: ihr urtümlicher Aberglaube, ihre unersättliche Freude an der „Welt des Bildes“ (um mit Ludwig Klages zu reden), ihre religiöse Neugier und Toleranz, ihre Freude an den Erfolgreichen unter ihren Schützlingen und ihre dämonische Streitbarkeit gegen ihren Ehegesponsen, den nichtsnutzigen Vater Jakoblein!

Überdies hat Keller — hier wie in allen seinen Werken — in weise gezügelter Verschwendung neben diesen Hauptgestalten noch eine Fülle von Randgestalten geboten, von denen ich als einziges Beispiel jenes arme verwitwete Weiblein nenne, das die Mutter Lee zur Konfirmation ihres Heinrich eingeladen hat und dem nun bei dem Festmahlchen das Herz aufgeht, so daß es, nachdem es seinen Kummer über Mann und Sohn ausgeklagt hat, schließlich den Konfirmanden bittet, auf seiner Flöte ein Länzchen zu spielen, und dann „einmal zierlich durch die Stube herum tanzt“.

Doch wir haben uns bei unserem Streifzug durch die Landschaften der menschlichen Seele, die sich im „Grünen Heinrich“ darbieten, nun lange genug auf der Frauenseite aufgehalten. Und es ist ja nicht so, als sei die Ausbeute auf der Männerseite weniger reich. Man wird sogar behaupten dürfen, daß die Zahl der un-

vergeßlichen männlichen Porträts noch größer sei als die der weiblichen; nur sind sie, vom fingierten Selbstporträt des Titelhelden abgesehen, meist äußerlich kleineren Formates. Die verhältnismäßig größten Blätter hat Keller für Annas Vater, für den Grafen und für die beiden Malerfreunde Erikson und Lys genommen.

Wie fein hat er den alten Schulmeister in seiner redlichen, schlichten, duldsamen, sinnigen und liebevollen Wohlredendheit dargestellt! Wir lernen ihn bis ins Herz hinein kennen und lieben und nehmen eine so harmlose Schwäche wie die Abreaktion seines Minderwertigkeitsgefühles gegenüber der Geistlichkeit, die vor ihm voraus hat, daß sie „hebräisch und griechisch versteht“, fast mit Rührung zur Kenntnis.

Und dann eine so anders geartete Gestalt wie der Graf! Gewiß ein Mann, wie er zu allen Zeiten selten ist, da ja wahrhaft freie Menschen das immer sein werden; aber durchaus eine Gestalt von Fleisch und Blut. Wie versteht er es, in vornehmer und weiser Zurückhaltung, ohne Schicksal spielen zu wollen, dafür zu sorgen, daß jedes der beiden ihm so teuren jungen Menschenkinder in seinem dunklen Drange des rechten Weges sich bewußt bleibt, selbst wenn diese Wege nicht an das Ziel führen, das auch ihm erwünscht schiene!

Und wie vortrefflich sind die beiden Malerfreunde in ihrer Wesensverschiedenheit charakterisiert: Erikson, der unproblematische, joviale, jagdfrohe Kamerad, der als Künstler so anständig und bescheiden aus der Not eine Tugend zu machen weiß, aber dann das ehrlich errungene Rühmchen ohne Bedenken preisgibt, sobald sich ihm die Möglichkeit einer sinnvollen, seinem ausgesprochen männlichen Wesen gemäßeren Tätigkeit bietet, und Lys, der komplizierte, glänzend begabte, überbewußte, kühle und überlegene Weltmann mit der „dunklen leeren Stelle in seinem reichen Wesen“; Lys, der Schöpfer von Blättern, die eine Welt von Schönheit bieten und zugleich deren Verspottung, der Maler jenes Bildes „von verneinender Absicht und Natur“, das eine Gruppe von solchen Menschenkennern darstellt, die, wie man gemeinhin sagt, „an nichts mehr glauben“ und die mit dem Bibelwort von den Spöttern gemeint sind; Lys, der schließlich, als „eine ausfüllende Leidenschaft“ sein Herz gepackt hat, mit leeren Händen abziehen muß.

Und hinter ihnen tauchen nun alle die vielen sparsam, aber nicht minder lebensecht gezeichneten Männergestalten auf: der biedere pfarrherrliche Weidmann und Dheim; der unglückliche Landschaftsmaler Römer, dessen beginnende Geisteskrankheit Heinrich und seine Mutter so wenig erkennen, wie Gottfried Keller selbst bei Johanna Kapp die verhängnisvolle Ursache ihrer zunehmenden Absonderlichkeit rechtzeitig erkannte; der ehrenwerte Statthalter, an dem sich beim Tell-Fest dem jungen Heinrich zum erstenmal die Problematik des Beamtentums erschließt; der „Gottesmacher“ mit seiner typisch rheinischen Mischung

von russischer Weltfreude, humorbeschwingter Weinseligkeit und katholischer Frömmigkeit und mit seiner unbeirrbaren, großzügigen Werbung um die verlassene Agnes; das pädagogische Trödelmännchen, das mit dem sicheren Spürsinn nüchternen Wohlwollens und reifer Menschenkenntnis den Wert des verfrachten Kunststudenten erkennt; der geistliche Hofnarz Dortchens, wie sich der Kaplan und gräßliche Hausfreund selbst bezeichnet, um mit dieser Selbstironie darzutun, daß er als ein Erzhumorist zu gelten wünsche; der barocke und doch ganz glaubhafte Peter Gilgus, dieser primitive, unfreiwillig komische Enthusiast und „Apostel des Atheismus“, dessen sonst so wenig anziehendem Bild Keller in seiner unerschöpflichen Güte und in seiner herzensfrommen Überzeugung, daß „jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschlichkeit gebunden“ sei, einen verfühnlischen Zug vergönnt hat, nämlich die Liebe zu seinem armen verstorbenen Mütterchen, dessen letzte Gabe, ein längst verdorrtes Blumensträußchen, er auf seinen schmarogerischen Wanderfahrten stets mit sich führt; und — um auch noch eine Gestalt aus einer dem Roman eingefügten Erzählung zu nennen — Herr Albertus Zwiehan, der betrogene Betrüger und Pantoffelheld, der sich, ein trauriges Gegenstück zum „Schmied seines Glückes“ in den „Leuten von Seldwyla“, die Heimat selber verscherzt. Während aber John Rabys stark karikiert und einer Märchengestalt angenähert wirkt, haben wir es bei dem Zwiehan mit einer bei aller Außerordentlichkeit seines Schicksals ganz realistischen Figur zu tun.

Und schließlich sei noch angedeutet, wie reich unser Roman an männlichen Randgestalten ist, die nur mit spielerischer Hand skizziert erscheinen und die doch dem Liebhaber der Charakterforschung als kostbare Studienblätter gelten können: so die beiden wesensverschiedenen Atheisten in Frau Margrets wunderlichem Hofstaat, der schlichte, einsilbige, stoische Schreiner und Sargmacher und der vorlaute und würdelose alte Schneider, der „für nichts Pietät hat, nicht einmal für die Natur“, oder die Hausgenossen, bei denen sich Heinrich vor seiner Abreise in die Kunststadt verabschiedet, der mißgünstige Spengler mit seiner hinterhältigen Freundlichkeit und Freigebigkeit, der trunksüchtige Eichmeister mit seinen wohlgemeinten Ermahnungen und der nichtsnußige kleine Beamte mit den „enttäuschten Grundsätzen“.

Welch unübertrefflicher Meister Gottfried Keller als epischer Miniaturporträtist war, können Sie am besten aus dem Episöddchen von den Kunsthändlern ersehen, denen der grüne Heinrich in seiner Not vergeblich zwei Bilder anbietet, ehe ihn das Blütenwunder zu dem Trödelmännchen führt. Wie treffend ist die Wichtigtuerei des Besitzers der vornehmen Kunsthandlung mit den paar Säßen veranschaulicht: „Mein Eintreten in die Handlungsgalerie blieb gänzlich unbeachtet, da der Inhaber mit einem Häuflein Herren und Kenner dicht vor einem kleinen Rähmchen stand, dessen Inhalt sie mit zusammengesteckten Köpfen und Ver-

größerungsgläsern beguckten, während er seine Lehrräße über die Rarität vor-  
trug. Plötzlich führte er, die Lupe in der Hand, den Trupp in ein anstoßendes  
Zimmer, um dort vor einem ähnlichen Gegenstande vergleichende Studien vor-  
zunehmen, und ich blieb ein Weilchen allein im Raume. Endlich kehrten die Herren  
in aufgelöster Ordnung, in lebhaftem Gespräche zurück, indem sie eine große  
Heilswahrheit zu vereinbaren und zu redigieren schienen; es handelte sich offen-  
bar weniger um ein Geschäft als um eine jener Liebhaberkonferenzen, durch die  
solche Wildermänner ihrem Hasardspiel einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben  
pflegen. Indessen bemerkte der Kaufherr meine Anwesenheit und fragte nach  
meinem Begehren. Ich brachte das Anliegen ziemlich betreten vor, im Gefühl,  
daß ich etwas erbitte, was kein Mensch mir zu gewähren schuldig sei, und hatte  
es auch kaum getan, als der Mann, ohne nur zu fragen, wer ich sei, kurz und  
trocken sagte, er kaufe die Sachen nicht, und sich wegkehrte.“ Und dann das Gegen-  
stück, der israelitische Schneider, der „zugleich mit neuen Kleidern und mit neuen  
Bildern handelte“ und dessen diagnostisches Verhalten mit geradezu raffinierter  
charakterkundlicher Einsicht so geschildert wird: „Der Handelsmann zeigte sich  
gleich bereitwillig, die Sachen anzusehen, betrachtete sie mit lüsterner Neugierde,  
ließ sich alles Wie, Was und Wo erklären und fragte zuletzt, ob ich die Dinger  
wirklich selbst gemacht habe und ob sie gut gemalt seien? Das war gar nicht so  
naiv, wie es aussah; denn er blickte mich in der Zeit genau an, um aus meinen  
Mienen den Grad eines berechtigten oder eiteln Selbstvertrauens zu lesen, wie er  
einen andern, der ihm einen goldenen Ring antrug, zunächst fragte, ob derselbe  
auch echt sei; im letzteren Fall erkannte er das Gold schon vorher und wollte  
durch die Frage erfahren, mit welchem Menschen er zu tun habe; in meinem  
Falle dagegen mußte er den Menschen im voraus zu beurteilen, durch dessen  
Verhalten aber wollte er erfahren, wie er das Handelsobjekt anzufassen habe.  
Als ich zögernd erwiderte, ich hätte die Bilder so gut gemacht, als es nur möglich  
gewesen, ohne daß es mir anstehe, sie zu loben; auch werden sie wohl nicht sehr  
vortrefflich sein, sonst würde ich nicht damit hier stehen; immerhin aber seien sie  
des bescheidenen Preises wert, den ich verlange — schien ihm das nicht übel zu  
gefallen, und er wurde freundlich und gesprächig, indem er dazwischen die Bilder  
ab und zu ebenso unentschlossen als wohlwollend betrachtete.“

Damit bin ich am Ende meines Streifzuges durch die Gestaltenfülle des „Grü-  
nen Heinrich“ angekommen. Es bleibt mir nur noch übrig, ergänzend daran zu  
erinnern, daß unser Roman auch ein ungeheuer reiches Material zum verglei-  
chenden Studium einzelner Charakterzüge bietet, so zum Beispiel der Eitelkeit,  
der Gottfried Keller wie Wilhelm Busch bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel  
nachspürte, wofür vor allem drei Stellen bezeichnend sind: Als Heinrich nach dem  
Tell-Fest und der Trinkerei mit den „barmherzigen Brüdern“ von Judith nächst-  
licherweile in ihr Haus mitgenommen wird, heißt es: „An Anna dachte ich gar

nicht, mein wallendes Blut verfinsterte ihr Bild und ließ nur den Stern meiner Eitelkeit durchschimmern; denn, genau ermogen, wollte ich nur um meiner selbst willen meine Standhaftigkeit erproben.“ Und zu dem moralischen Erpressungsbrief an den dem Größenwahn verfallenen Römer bemerkt Heinrich: „Ich glaube, wenn Römer sich eingebildet hätte, ein Nilpferd oder ein Speiseschrank zu sein, so wäre ich nicht so unbarmherzig und undankbar gegen ihn gewesen; da er aber ein großer Prophet sein wollte, so fühlte sich meine eigene Eitelkeit dadurch verletzt und waffnete sich mit den äußerlichen scheinbaren Gründen.“ Und aus Anlaß der Begegnung mit dem unbarmherzigen Waldhüter auf dem Weg ins Grafenschloß läßt Keller seinen selbstbiographischen Helden sogar eine förmliche kleine Abhandlung über die Eitelkeit in ihren groben und ihren verfeinerten Formen einflechten, die in folgende Worte über diesen Moloch, „dessen gelindes Feuer Menschen und Kieselsteine frißt“, ausklingt: „Er bleibt stets er selbst, der Moloch, und fürchtet sich nicht und lächelt sein ehernes Lächeln, während sein heißungriger Bauch glüht. An ihm versengen sich Freundschaft, Liebe, Freiheit und Vaterland und alle guten Dinge, und wenn er nichts mehr zu fressen hat, wird er ein kalter Ofen voll Asche.“

Als der unberatene zwanzigjährige Gottfried seinen Koffer für die Ausreise nach München packte, da legte er ein Verzeichnis seines Inhaltes an und bewahrte es bezeichnenderweise sein Leben lang auf. So wissen wir, daß sich unter den wenigen Büchern, die er damals mitnahm, auch Knigges „Umgang mit Menschen“ befand, ein Buch, das heute von den meisten, die seinen Titel mißverständlich im Munde führen, nicht mehr gelesen wird, das aber unseren Urgroßeltern als ein Schatz von praktischer Menschenkenntnis erschien und aus dem sie sich mit Recht Rat holten, namentlich wenn sie sich neuen Verhältnissen und unbekanntem Berufs- und Gesellschaftskreisen gegenübergestellt sahen. Nun, wenige Jahre später war aus dem lebensunsicheren Jüngling und Lehrling der Menschenkenntnis bereits ein Meister geworden, der keinen Knigge mehr brauchte.

Lassen Sie mich hoffen, daß es mir gelungen sei, Ihnen eine Ahnung davon zu verschaffen, welch reiche Ernte aus dem Grünen Heinrich für den Liebhaber der Menschenkenntnis zu gewinnen sei. Lassen Sie mich das hoffen, wenn es auch nur eine bescheidene Garbe ist, die ich für Sie binden konnte.

# Siebzehnter Jahresbericht

## der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1948.

Am 18. September 1948 wurde uns Dr. Hans Bodmer, der Gründer und langjährige Sekretär der Gottfried Keller-Gesellschaft im Alter von 85 Jahren durch den Tod entzissen. Der Verstorbene hat sich um das geistige Leben Zürichs große Verdienste erworben. Unsere Gesellschaft ist ihm zu besonderem Dank verpflichtet.

Die Mitgliederzahl unserer Gesellschaft betrug am 31. Dezember 1948 357, sie hat somit im Berichtsjahr um drei abgenommen.

Das Herbstbott wurde am 24. Oktober 1948 wie üblich im Rathaus in Zürich abgehalten. Dr. Erwin Ackerknecht, der Präsident der Deutschen Schillergesellschaft und Direktor des Marbacher Schiller-Nationalmuseums, der vor dem Kriege ein vielgelesenes Buch über Gottfried Keller herausgegeben hat, sprach über das Thema „Der Grüne Heinrich als Buch der Menschenkenntnis“. Die gediegene Rede wurde durch Darbietungen des de Voer-Reiß-Quartetts umrahmt.

Der Vorstand hielt am 1. Oktober 1948 eine Sitzung ab.

Am 13. Oktober 1948 wurde den Mitgliedern der 22. Band der Gottfried Keller-Ausgabe zugestellt, der Aufsätze zur Literatur und Kunst enthält. Im 16. Jahresbericht wurde der Vortrag von Prof. Dr. Hans Barth, Zürich, über „Ludwig Feuerbach“ abgedruckt. Die Herausgabe der Briefe von Gottfried Keller in vier Bänden kann nunmehr als gesichert betrachtet werden.

Stadt und Kanton Zürich haben unserer Gesellschaft wiederum Fr. 200.— bzw. Fr. 400.— zur Verfügung gestellt. Für diese Gaben sei den Spendern herzlich gedankt.

Die Betriebsrechnung 1948 zeigt folgendes Bild:

Einnahmen . . . . .	Fr. 6657.—
Ausgaben . . . . .	„ 5302.44
Somit ergibt sich ein Überschuß von . . . . .	Fr. 1354.56
wozu noch ein Vortrag vom letzten Jahr von . . . . .	„ 760.98
kommt. Der Aktivsaldo beträgt demnach . . . . .	Fr. 2115.54

Das Dichtezimmer im Hause Talegg, Seltweg 27, Zürich, war im Winter geschlossen; vom April bis Oktober war es samstags von 14–16 Uhr und sonntags von 10½–12 Uhr geöffnet.

## Verzeichnis der Reden,

die im Schoße der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, „Gottfried Keller und Zürich“  
1933: Dr. Eduard Korrodi, „Gottfried Keller im Wandel der Generationen“  
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, „Gottfried Keller als Erzieher“  
1935: Dr. Oscar Wettstein, „Gottfried Kellers politisches Credo“  
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, „Gottfried Keller als Maler“  
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, „Gottfried Keller und die Romantik“  
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, „Gottfried Keller in seinen Briefen“  
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, „Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf“  
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, „Gottfried Keller und die Frauen“  
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, „Gottfried Kellers Verskunst“  
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, „Gottfried Keller und die Jugend“  
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, „Gottfried Keller und Othmar Schoed“  
1944: Dr. Kurt Ehrlich, „Gottfried Keller und das Recht“  
1945: Dr. Fritz Buri, „Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler“  
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»  
1947: Prof. Dr. Hans Barth, „Ludwig Feuerbach“  
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, „Der grüne Heinrich ein Buch der Menschenkenntnis“

## Redner

Prof. Dr. Fritz Hunziker, Rektor des kantonalen Gymnasiums, Zürich – Dr. Eduard Korrodi, Literarischer Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung, Zürich – Prof. Dr. Max Zollinger, Professor an der Universität, Zürich – Dr. Oscar Wettstein, a. Regierungs- und a. Ständerat, Zürich – Prof. Dr. Paul Schaffner, Lehrer am kantonalen Gymnasium, Winterthur – Prof. Dr. Emil Staiger, Professor an der Universität, Zürich – Prof. Dr. Carl Helbling, Lehrer am kantonalen Gymnasium, Zürich – Prof. Dr. Walter Muschg, Professor an der Universität, Basel – Prof. Dr. Robert Faesi, Professor an der Universität, Zürich – Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, Professor an der Universität, Basel – Prof. Dr. Karl G. Schmid (Wassersdorf), Professor an der *ETH*, Zürich – Prof. Dr. Hans Corrodi (Erlenbach), Lehrer am kantonalen Lehrerseminar, Rüschnacht – Dr. Kurt Ehrlich (Kilchberg), Sekretär am Obergericht, Zürich – Dr. theol. Fritz Buri (Täuffelen), P.:D. an den Universitäten Basel und Bern – Prof. Dr. Charly Clerc, Professor an der *ETH*, Zürich – Prof. Dr. Hans Barth, Professor an der Universität, Zürich – Dr. phil. Erwin Ackerknecht, Direktor des Marbacher Schiller-Nationalmuseums, Ludwigsburg